

## Rezensionen

Elisabeth Klaus/Ulla Wischermann:  
**Journalistinnen: Ein Geschichte in Biographien und Texten 1848–1990.**  
 Wien, Berlin, Münster: LIT Verlag 2013,  
 384 S., € 19,90

Journalistinnen sind – so konstatieren Elisabeth Klaus und Ulla Wischermann treffend – im Mainstream der aktuellen Journalismusgeschichte Deutschlands und Österreichs noch nicht angekommen (10). Vorliegende Einzelbiografien konzentrieren sich bislang überwiegend auf »bedeutende« politische Publizisten, kollektivbiografische Studien auf Nachrichtenredakteure mit Festanstellung (10). In beiden Fällen bleiben allerdings die Journalistinnen und ihr Beitrag zur Kommunikationsgeschichte ausgeblendet, verliefen doch ihre Berufsbiographien diskontinuierlicher als die ihrer männlichen Kollegen, blieben ihnen gewichtige Leitungspositionen weitgehend verschlossen und galt es lange Zeit als unschicklich für Frauen, sich öffentlich zu exponieren. Damit kommen wir schon an dieser Stelle zu einem wichtigen Befund des Buches: Die Berufs- und Sozialgeschichte der Frauen im Journalismus ist eine andere als die der Männer, über die wir allerdings vergleichsweise wenig wissen. Folgerichtig haben Klaus und Wischermann hier eine »Fraueneigengeschichte« des Journalismus konzipiert, die die spezifische Situation von Frauen zum Ausgangspunkt nimmt und dabei hilft, einige eklatante Lücken in der Berufs- und Sozialgeschichte des Journalismus zu verkleinern.

Das Buch ist als »Lese- und Arbeitsbuch« gedacht, das »zum Schmökern und Querlesen, aber auch zum Nachschlagen einladen« soll (9). 29 biografische Porträts von Journalistinnen, 68 ausgewählte Ar-

tikel aus ihrer Feder sowie fünf Redaktionsporträts von frauenbewegten Zeitschriften der jüngsten Geschichte liefern zusammen mit historischen Einordnungen und einer luziden Zusammenschau der Einzelbefunde am Ende des Buches Bausteine für eine Berufsgeschichte von Journalistinnen.

Dabei mussten die beiden Autorinnen anfangs einige weitreichende Entscheidungen treffen, welche Journalistinnen nämlich als relativ typisch angesehen werden können (und sich damit für biografische Porträts eignen) und welche abgrenzbaren Phasen der Berufsgeschichte identifizierbar sind. Die Periodisierung der hier vorgelegten Berufsgeschichte der Journalistinnen folgt zunächst gängigen politikgeschichtlichen Zäsuren, weil Revolutionen (Kap. 1: 1848), Kriege (Kap. 4: Erster Weltkrieg) und Systemumbrüche wie die Etablierung von Demokratien (Kap. 5: Weimarer Republik/Erste Republik und Kap. 7: Nachkriegszeit) oder einer Diktatur (Kap 6: Nationalsozialismus), die Arbeitsbedingungen und Handlungsspielräume von Journalist\_innen maßgeblich prägen. Weiterhin finden sich kultur- und sozialgeschichtlich begründete Phasen wie die »Entfesselung der Massenkommunikation« in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, an der Journalistinnen zunächst eher unsichtbar und zaghaft partizipierten (Kap. 2: »Zwischen Stillstand und Aufbruch«), die »Blütezeit der Frauenbewegung um 1900« (Kap. 3), in der Frauen massiv (oder zumindest sichtbarer) in den Journalismus eindringen, und schließlich die Phase der zweiten Frauenbewegung in den 1970er und 1980er Jahren (Kap. 8), in der sich feministische Aktivistinnen in Redaktions-

kollektiven organisierten, um ihren Anliegen eine Stimme zu geben.

Der Fokus auf Printjournalistinnen, die in der Frauenbewegung aktiv waren oder zumindest das jeweilige Geschlechterarrangement thematisierten, ist auch erkennbar bei der Auswahl der Porträtierten. Im Rahmen der acht, im Wesentlichen chronologisch angelegten Phasen bzw. Kapitel werden jeweils vier bis fünf Journalistinnen bzw. Redaktionskollektive vorgestellt, wobei nur bei drei Journalistinnen (Margret Boveri, Ursula von Kardorff und Marion Dönhoff) eine Distanz zur Frauenfrage feststellbar ist. In der Fokussierung auf Journalistinnen mit Verbindung zur Frauenbewegung liegt zugleich eine Stärke und eine Schwäche des Buches. Das nahezu dialektische Verhältnis von frauenemanzipatorischen Dynamiken einerseits und der Etablierung von Journalistinnen in Medien und Öffentlichkeit wird hier eindrücklich nachgezeichnet, die Frauenbewegung als ein *Movens* der Journalismus- und Öffentlichkeitsgeschichte identifiziert (361). Da aber Journalistinnen ohne Bezug zur Frauenbewegung oder gar solche, die in Verbindung mit restaurativen Kräften bzw. nationalistischen Bewegungen standen, kaum betrachtet werden, bleibt deren Beitrag zur Geschichte des Journalismus nur schwach konturiert – eine Problematik, die den beiden Autorinnen bei der Auswahl der Porträts freilich bewusst war, schreiben sie doch eingangs: »Die Auswahl ist also nicht repräsentativ, kann es beim derzeitigen Wissensstand auch nicht sein« (14).

Die forschungsökonomisch notwendigen Einschränkungen werden jedoch von einem weiten Journalismusbegriff und einer integrierten-ganzheitlichen Herangehensweise an die einzelnen Biografien konterkariert. Ein Großteil der frühen Journalistinnen bewegte sich an der Grenze zur Schriftstellerei und zum ge-

sellschaftspolitischen Engagement. Daher sind auch einige der hier Porträtierten eher aus anderen Kontexten bekannt – z.B. Gabriele Tergit als Literatin, Bertha von Suttner als Pazifistin und Clara Zetkin als Sozialistin. Elisabeth Klaus und Ulla Wischermann gelingt es, mit einer ganzheitlichen Perspektive auf das gesamte Leben herauszuarbeiten, wie, warum und in welcher Form die Schreibtätigkeit die verschiedenen Lebensphasen der Journalistinnen durchzog. Sie können zeigen, dass die publizistische Arbeit eine klare, aber bislang oft verkannte Kontinuitätslinie im Leben der porträtierten Frauen darstellt. Dies ist v. a. bemerkenswert vor dem Hintergrund, dass die wissenschaftlichen Biografien, die sich den hier vorgestellten Journalistinnen widmeten, nur in Einzelfällen das journalistische Schreiben ins Zentrum der Analyse stellten. Doch nicht nur die Einordnung der Porträtierten in die Journalismusgeschichte ist innovativ, darüber hinaus wurde auch noch einiges an grundständiger biografischer Quellenarbeit geleistet, um die Leben solcher Journalistinnen zu würdigen, die weniger prominent waren und bislang kaum biografisch bedacht wurden.

Die Kapitel zu den einzelnen Phasen der Berufsgeschichte sind systematisch so aufgebaut, dass einleitend die relevanten historischen Hintergründe geschildert werden, um anschließend die biographischen Einzelporträts und die ausgewählten Artikel adäquat verorten zu können. Dies ist v. a. für die weiter zurückliegenden Phasen unabdingbar. Ohne diese Einordnungen würde so manche Vita und so mancher Originaltext fremd und unverständlich bleiben. Denn viele der frühen Artikel (v. a. aus dem 19. Jahrhundert) sind nach heutigen Maßstäben nicht nur umständlich geschrieben, sondern argumentieren zuweilen auch recht voraussetzungsreich. Abgesehen von brillanten Publizistinnen wie z.B. Hedwig Dohm,

ändert sich der Sprachduktus allgemein erst in den 1920er Jahren. Dabei spielte die »Neue Sachlichkeit« für den Schreibstil, aber auch für die Akzeptanz von Frauen im männlich geprägten Journalismus eine wichtige Rolle (184). Am Ende der biografischen Einzelporträts samt Textbeispielen steht immer eine Literaturliste mit ausgewählter deutschsprachiger Überblicksliteratur und z. T. leicht zugänglichen (Internet-) Quellen. Die gute Lesbarkeit der Porträts, aber auch die Spezifika der angeführten Literatur sprechen für eine eher populärwissenschaftliche Ausrichtung des Buches. Dies steht wiederum im Gegensatz zu dem hochanalytischen letzten Kapitel, das in der Zusammenschau der Einzelporträts weitreichende Schlüsse auf die Sozial- und Berufsgeschichte der Journalistinnen zieht.

Es fällt auf, dass im letzten Kapitel über die Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre die Einzelbiografien durch Redaktions- bzw. Zeitschriftenporträts ersetzt wurden. Begründet wird dies damit, dass für die frauenbewegten Zeitschriften die individuelle journalistische Persönlichkeit viel weniger prägend als das Kollektiv gewesen sei. Aus kommunikationshistorischer und journalismusgeschichtlicher Perspektive ist dies ein besonders spannendes Kapitel, weil es mehr als die anderen mit Originalquellen statt Sekundärliteratur arbeitet, also wissenschaftlich bislang wenig erschlossenes Terrain betreten wird. Allerdings überzeugt die Begründung für die Konzentration auf Kollektive nur teilweise, wenn man die weiteren (Berufs-)Wege einzelner Mitarbeiterinnen feministischer Zeitschriften verfolgt. Es gibt durchaus Indikatoren dafür, dass sich hier eine neue Gruppe, vielleicht sogar Generation von Journalistinnen entwickelt hat, die kritische Perspektiven entwickelte und diese zuweilen auch in Mainstreammedien unterbrachte. Biografisch kann man sich

dieser »Generation« aber nur schwerlich nähern, sind doch einige dieser Journalistinnen immer noch aktiv, so dass es für eine abschließende biografische Würdigung zu früh ist.

Neben Journalistinnen, die zugleich im Alternativ- und Mainstream-Journalismus arbeiteten, gab es mit wachsendem Frauenanteil im Journalismus auch immer mehr Journalistinnen, die der Frauenbewegung fern standen und für andere als Printmedien arbeiteten. Über solche Frauen erfährt man innerhalb der Porträts relativ wenig. Klaus und Wischermann fangen dies aber in ihrem rundum lesenswerten Resümee insofern auf, als sie ihre Thesen und Befunde anreichern mit Beispielen von frauenpolitisch weniger aktiven Journalistinnen.

Insgesamt ist hier ein Buch entstanden, das systematisch Bausteine für eine Sozial- und Berufsgeschichte der Journalistinnen liefert. Es zeichnen sich Kontinuitätslinien ab wie ein erleichterter Berufsstart dank privilegierter Familienverhältnisse und/oder guter Ausbildung, wie gesellschaftspolitische Verantwortung als Schreibmotivation und damit einhergehend eine geringe Affinität zu journalistischen Ausgewogenheitsnormen, aber auch ein enger Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Journalismusgeschichte. So plädieren Klaus und Wischermann abschließend »für die These, dass den Frauenbewegungen eine Schlüsselfunktion in der Berufsgeschichte von Journalistinnen im deutschsprachigen Raum zukommt. Sie waren ein Motor für Veränderungen in den Medien, weil sie durchsetzten, dass neue Themen auf die mediale Agenda rückten, weil sie berufliche Vernetzung ermöglichten und schließlich auch, weil sie als Experimentierfeld für jüngere Journalistinnengenerationen dienten.« (361).